



Literaturhaus *special*



Der Autor Peter Weber im Gespräch mit Robert Renk vor der Lesung aus dem Buch *Die melodiösen Jahre* im Literaturhaus am Inn am 31. 01. 2008

Renk: Bei dir als Autor und Musiker scheint es, als ob du als Autor spielend ein ganzes Orchester bedienen könntest, du aber viel mehr an den Schwingungen der einzelnen Töne interessiert bist als am opulent Orchestralen. Du beobachtest und beschreibst also weniger eine Melodie im prosaischen Sinne, sondern mehr deren Klänge und Schwingungen.

Weber: Ich könnte mir vorstellen, dass, wenn ich in einer anderen Sprache schreiben würde, ich andere Dinge schreiben würde, etwa in Französisch: Das hat ja einen anderen Verlauf als das Deutsche. Es hat lateinische Zwischenschichten und ist sehr logisch konstruiert, eine Sprache, die sehr kristallin ist, ihre eigenen Wendungen hat, und der Schriftsteller sollte diese Wendungen möglichst präzise verwenden.

Deutsch ist eine ganz andere Sprache, sie ist impulsiv mit einer großen Verwandlungsaktivität. Sie formt Neologismen, kann Wörter zusammensetzen, hat ihre Gestalt eigentlich noch nicht gefunden.

Der Ton ist wandelbar. Alleine die Komposita, die zusammengesetzten Wörter, die sich wieder verwandeln lassen in Substantive und Verben, das ist ein Geschehen, das unglaublich anziehend ist. Deutsch kann somit ganz eigene Energielinien haben - wenn man möchte. Man kann es auch trocken, kalt und verknappt schreiben.

Zur Klanglichkeit: da sich die Sprache ja aus sich selbst generiert und viele Wörter aus sich selbst heraus entstanden sind, schwingen einfach auch sehr viele Dinge mit, sodass man es mit einem Musikum zu tun hat.



Deutsch hat eine starke Begrifflichkeit und es gibt sehr seltsame Tiefen, Lyrisches. Diese vielen Dinge machen diese Sprache interessant. Man könnte auch noch von Dialekten und Färbungen sprechen.

Renk: Du bist ja auch ein Wortfinder. In einem Artikel hast du das Wort „Sprechwunsch“ gefunden.

Weber: Das ist eine amtliche Fügung, die in Berlin bei den Druckknöpfen in der Tram-Bahn steht, um mit dem Fahrer sprechen zu können.

Eine andere Entdeckung ist „Sofortfahrer“, das Wort ist vor wenigen Jahren mit dem ICE und dem digitalen Buchungssystem entstanden. Es gibt jetzt die Kategorie der „Sofortfahrer“. Das steht auf den Bahnhöfen Deutschlands. Das würde man ja für surreal halten, aber die Sprache generiert sich selber. Es ist sozusagen ein eruptives Geschehen.

Renk: Faszinierend ist dein Interesse und dein Können an Farb- und Lichtbeschreibungen, die man in deinen Texten auch immer wieder liest - vor allem auch im neuen Buch *Die melodiosen Jahre*.

Man kann in ihnen wie in einem angenehmen Nebel versinken und dann scheinen sie wieder ganz klar und schön als idealer Ortswechsel im Text zu funktionieren, und man ist nicht überrascht. Denkst du bei gewissen Worten schon in Farben, sowie synästhetisch veranlagte Musiker immer Farben den Tönen zuordnen?

Weber: Das kann ich selber nicht so beurteilen, ich weiß nur, wenn man synästhetisch veranlagt ist, wird die Überblendung interessant. Seit den frühen 90er Jahren war das Bedürfnis bei mir groß ein Deutsch zu schreiben, das sehr stark von Sinneseindrücken her organisiert war und nicht ideologisch oder begrifflich verbrämt.

Es gab damals ein Deutsch, das sehr unsinnlich war, das aus den 60er und 70er Jahren stammte, aus der Post-Kriegswelt, und das mich gar nicht ansprach. Ich bin dann erst bei den Expressionisten warm geworden.

Renk: Danke für das Gespräch.



JA sie lugt unter einer lampe hervor sie trägt aluminiumdose weiter nichts sie tankt aus einem nackenkrater rückengraben beckenkrug sie schläft unter einem schattendach eine kaulquappe schwimmt in ihrem gefäß sie schneidet den raum in zwei etagen sie trägt mickey-mousekopfhörer weiter nichts sie suhlt über einem fingerspreizen fingerspitzen fingergleiten sie taucht in einem deckenteich es tropft orkantief emma im innenhof regenklopfen bäumebiegen fensterdunkeln graublitzgrau ein eisbein schmilzt in ihrem bauch NA

Weiterlesen unter:

www.uibk.ac.at/literaturhaus/slh/pdf_special/12fassungen.pdf



Apoll, Urbild des Dichters, wird mit einer Lyra dargestellt, und die Worte, die er sang, wurden so erst zur Lyrik. Die lyrischen Zeitläufte schieden später Musik und Wort, singende Lyriker aber gibt es noch immer und es ist von Zeit zu Zeit angebracht, ihnen zuzuhören. Das, wohin wir hören wollen, hat nichts gemein mit dem manierten Kunstlied der Schubert, Brahms oder Wolf; nichts mit Volksliedern, die nach Tal- oder Ortschaften kategorisierte Ensembles (Zillertaler Schürzenjäger, Kastelruther Spatzen) zu endlosen Reimschleifen verdichten; es hat schließlich auch wenig gemein mit dem Edel-Chansons à la Knef („*Ohne dich hat der Regen keine Tropfen...*“) oder Jürgens („*Es geht auch ohne dich sehr gut*“). Nein, es geht um etwas, das mit dem ersten nicht die Hochgeschraubtheit, mit dem zweiten nicht die unterste Schub-

lade und mit dem dritten nicht die professionelle Geschlecktheit teilt: das Wienerlied. Gewagt ist es, sich in seine Gefilde zu begeben, wurde die Wiese doch von Sensenmännern des 20. Jahrhunderts öfter gemäht, von Ambros, Heller, Hirsch, Danzer oder gar Fendrich. Ernst Molden, Musiker und Autor, hat den Schritt mit seinem neuen Album *ohne di* (monkey/Hoanzl 2009) getan und man kann schon sagen, dass er etwas von großem Format abgeliefert hat, das an Roland Neuwirth, Sven Regener oder Tom Waits denken lässt.

Die Gefahr, im Austrosumpf abzusaufen, ist von vornherein nicht gegeben: Molden musiziert mit Willi Resetarits, der im Wiener Idiom über schöne Register mit wohl dosiertem Vibrato verfügt; dieses Duo ergänzen zwei Musiker zum Quartett, die beide aus

verschiedener, aber jedenfalls richtiger Richtung kommen: Walther Soyka (Knopfharmonika; Schrammelsound) und Hannes Wirth (E-Gitarre; Popsound). Was nun singen uns Moldens Strophenlieder? Der gelernte Tiroler Molden (er verbrachte seine Mittelschulzeit am Haller Franziskaner-Gymnasium) erzählt etwa von Bergen: „*in de beag is finsta/auf de beag stengan baam/in de beag wohnan dnoan/aus de beag mehd i haam*“ (kein Tiroler Berglied freilich, es handelt sich um Bisam-, Kahlen- und Nussberg); oder von Baumblüten: „*vo kasdanien und akazibaam foins obe de blia/und aum heischdadlwossa dreibns ois wia schinakln*“; oder vom Wind:

„*huach do kummt da wind wos die wöd aufkead/en dreck vo mensch und tier/wos goa nix goa nix ibalossd/kaa schbua vo die kaan rest vo mia*“. Das sind für sich genommen sehr schöne Worte, aber der gesamte Text ist zudem mit stimmigsten Arrangements durchwirkt und von einem klugen dramaturgischen Bogen überspannt. Man darf gespitzten Ohres auf solche Lyrik hören, sie kommt von einem begabten Nachfahren Apolls, einem Orpheus der schaurigen Wiener Unterwelt.

Ernst Molden: *ohne di* (monkey/Hoanzl 2009)



Es gibt Autoren und Autorinnen, von denen ich weiß, dass sie großartige Texte schreiben, dass sie Themen behandeln, die mir am Herzen liegen und die dennoch immer wieder aus dem Blickfeld geraten. Aber ich weiß auch, dass irgendwann der Zeitpunkt kommt, an dem ich an ihnen nicht mehr vorbeilesen kann.

So war mir schon lange bekannt, dass Ilma Rakusa sich mit Reisen, Sprachen, Verortung und Ortung des Selbst beschäftigt. Nun hat die Schriftstellerin, Übersetzerin und Publizistin mit Wohnsitz in Zürich bei Droschl mit *Mehr Meer* ihre Autobiographie vorgelegt.

Sie hat „Erinnerungspassagen“ zu ihrer Kindheit und Jugendzeit zwischen der Slowakei, Ungarn, Slowenien, Italien und der Schweiz, zwischen Paris und Petersburg aufgezeichnet, in denen es nicht in erster Linie um Begebenheiten und um Ereignisse geht, sondern um Atmosphären, um Gerüche, Stimmungen, um Klänge und Farben („Welche Farbe hat Rom?“). Ilma Rakusa verdichtet diese, setzt sie um in assoziative Prosa, in Notizen, in Lyrik, schiebt Dialoge ein, gestaltet episodenhaft, sehr rhythmisch, sehr musikalisch. *Mehr Meer* lässt sich als „Collage intensiver Augenblicke“ verstehen.

Es gibt zwar einen großen chronologischen Rahmen, in der Darstellung wird er jedoch immer wieder um spätere Nachforschungen und Erfahrungen ergänzt. Vergangenheit und Gegenwart verschränken sich, fließen ineinander.

Das „Unterwegskind“, Tochter eines slowenischen Vater und einer ungarischen Mutter, erfährt seine stärksten Prägungen in Triest. Die Triestiner Passagen lesen sich als eine einzige, große Liebeserklärung an diese Stadt am Meer. Doch die Familie zieht weiter, und in Zürich muss sich das Kind in seine dritte Sprache einleben und einlesen. Ilma Rakusa definiert sich schon früh durch ihre Lektüre („Ich lese also bin ich“) und sie präsentiert in diesem Zusammenhang eine hinreißende Nacherzählung von „Schuld und Sühne“. Als angehende Studentin sieht sie sich schwankend zwischen ihrer großen Neigung zur Musik und der Liebe zur Literatur, doch sie wählt „natürlich“ die Literatur. In Paris erfährt sie Glück und Unglück der Liebe, sie kämpft gegen die „Strudel der Verlorenheit“ und das „tückische Ich“.

Ab den 60er Jahren macht sie sich auf zu Reisen in den Osten, hinter den Eisernen Vorhang. Ihre „innere Kompassnadel“ zeigt dorthin. Der Studienort wird Leningrad und „Leningrad war ein besonders Glück. Glück? Damals ja. Glück wie Geborgenheit, Gerstenbrot, Graugans.“

Glück ist auch, Ilma Rakusas Erinnerungsfahrten folgen zu dürfen und Einblick in ihr Gedächtnisinventar zu bekommen.

Mehr Meer von Ilma Rakusa, Droschl 2009